

die ausgehend von Träumen (oder auch Halluzinationen) durch eine bewußte Anstrengung des Willens einen Roman oder ein anderes Werk schüfen. Insofern hatte Hugo auch nur Spott für die These übrig, daß Genie eine Variation des Wahnsinns sei. Zugleich betonten er und andere Autoren, daß es eine dritte Ebene zwischen der Realität und der Welt des Traumes gebe, da allein schon die von ihnen geschaffenen Werke eine eigene Existenz gewannen und in einer eigenen Welt existierten. Wer an diesen Fragen interessiert ist, findet in der Arbeit von James reichhaltiges Material, dessen Auswahlkriterien allerdings nicht hinreichend klar werden. Die Bedeutung der genannten Schriftsteller muß nicht erläutert werden, doch der Stellenwert der – ohnehin knapp – vorgestellten medizinischen Debatten wird nicht recht deutlich. Wer zudem als Historiker oder gar als Sozialhistoriker ein allgemeineres Interesse an den im Titel genannten Fragen hat, wird enttäuscht sein.

*Franz-Josef Brüggemann, Freiburg*

Angela Giebmeier, Wohnen in Trier in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Baustruktur und soziale Aspekte, Aenthal Verlag, Trier 1995, 219 S., kart., 38 DM.

Die Autorin der vorliegenden Veröffentlichung wertet in ihrer Magisterarbeit die Bauakten und die Akten der Gebäudesteuerveranlagungen der Stadt Trier im frühen und mittleren 19. Jahrhundert aus. Dazu kommen Statistiken und Ratsprotokolle. Im Mittelpunkt der Studie stehen Aspekte des Städtebaus und der Wohnstrukturen sowie Ausführungen zur Qualität der Gebäude und zum Status der Bewohner. Der Wert des Buches beruht vor allem auf der Beschäftigung mit einer kleineren Stadt, die im 19. Jahrhundert nur in geringem Maße vom ökonomischen Fortschritt tangiert wurde. So erfahren die Leserinnen und Leser etwas über städtische Kontinuität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, während üblicherweise der Blick auf die größeren, am Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozeß dynamisch teilnehmenden Städte fällt. Eine Stadt wie Trier wurde von der Hinterhofbebauung und der dadurch gestiegenen Grundstückswohndichte allerdings auch nicht verschont, zumal die Trierer Bauordnung von 1855 die Bebauungsdichte nicht limitierte.

An Hand der »Gebäudeveranlagungen«, die auf dem Nutzwert des jeweiligen Grundstücks bzw. Hauses beruhten, rekonstruiert die Autorin die innerstädtische Sozialdifferenzierung. Die höchsten Nutzwerte waren erwartungsgemäß im Zentrum anzutreffen, vor allem in den beiden Hauptstraßen der Stadt, während demgegenüber der Nutzwert der Häuser in den Nebenstraßen und am Stadrand stark abfiel. Die auf diesem Nutzwertgefälle beruhende Topographie bestand schon seit dem Mittelalter, und das war offensichtlich typisch für eine ganze Reihe von Städten. Bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes erfolgte noch keine Abwanderung der Oberschichten in die Vororte.

Die Autorin wertete zudem die in den Bauakten enthaltenen Hausgrundrisse aus und beschreibt die Wohnungen. Sie schlußfolgert: Dunkle Räume, schädliche Keller- und Dachwohnungen oder -zimmer, in denen vielfach Dienstboten hausten, konnte man auch in Trier finden. Der Arbeitsbereich war vom Wohnbereich häufig noch kaum getrennt; die Haushalte versorgten sich noch zu einem guten Teil selbst, hielten bis in die 1860er Jahre noch Vieh, weswegen ein Drittel aller Haushalte über Ställe verfügte. Den Anbruch eines neuen Zeitalters merkte man an der sinkenden Zahl der Haushalte mit Gesellen, wenngleich auch hier die Entwicklung langsamer vor sich ging als in anderen Städten. Ebenfalls im Unterschied beispielsweise zu Berlin und den Zechengemeinden des Ruhrgebiets spielten Schlafgänger in Trier nur eine recht geringe Rolle. Ein relativ hoher Prozentsatz der Häuser, nämlich 27 Prozent, wurde ausschließlich von den Eigen-

tümern bewohnt. Die Belegungsdichte der Häuser hielt sich mit durchschnittlich 5 Personen pro Familie (1861) in Grenzen, vor allem in den Vorderhäusern. Im ganzen kommt die Autorin zu dem Schluß, daß in einer Stadt wie Trier die quantitative Versorgung der Menschen mit Wohnungen um die Jahrhundertmitte besser gewesen sei als in Großstädten, daß aber die Qualität der Häuser vielfach zu wünschen übrig gelassen habe. Armut gab es auch in Städten wie Trier. Mehr als die Hälfte der erfaßten Haushalte verfügte in den 1860er Jahren nicht über die errechneten notwendigen 210 Taler für eine fünfköpfige Familie.

Die Autorin hat eine solide wissenschaftliche Forschungsleistung erbracht. Hervorhebenswert ist auch, daß sie immer wieder ihren Blick auf andere Städte richtet, so daß die Konturen einer Stadt wie Trier deutlicher zum Vorschein kommen. So liefert sie Material für die nur mühsam zu erarbeitende Rekonstruktion der Wohnverhältnisse im Deutschland des frühen und mittleren 19. Jahrhundert.

*Adelheid von Saldern, Hannover*

Luise Gunga, Zimmer frei: Berliner Pensionswirtinnen im Kaiserreich, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 177 S., brosch., 48 DM.

Auf seine Bonner Studentenzeit zurückblickend erinnerte sich der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke im Jahre 1891 an seine Pensionswirtin, eine »freundliche Witwe, welche mit mütterlichem Sinn, unterstützt von zwei anmutigen Töchtern [...] sich der ihr anvertrauten Studenten annahm«. Wie Wilhelm Lübke haben Generationen von Studenten während ihres Studiums als Untermieter in Zimmern gelebt, die ihnen von »möblierten Wirtinnen« vermietet wurden. Mit dem explosionsartigen Wachstum der Städte und der enormen Zunahme der Mobilität wurde das Wohnen zur Untermiete zu einer charakteristischen Lebensform von mobilen jungen Leuten, die zur Arbeit oder zur Ausbildung in die Städte kamen. Dementsprechend wuchs die Nachfrage nach möblierten Zimmern, noch zusätzlich angeheizt durch den Städtetourismus und die große Zahl derjenigen, die der Geschäfte wegen kürzer oder länger in der Stadt weilten, wozu unter anderem speziell in Berlin die Abgeordneten des Preußischen Landtages und des Reichstages gehörten. Das Zimmervermieten war eine Frauenangelegenheit: Es bot vornehmlich Witwen, alleinstehenden und unversorgten Frauen die Möglichkeit eines gesellschaftlich anerkannten Lebensunterhaltes oder Zusatzeinkommens. Eindringlich schildert die Autorin den materiellen Absturz der Witwen höherer Beamter oder Militärs, denen ihr Mann bei seinem Tod außer einem guten Namen nur eine unzureichende Witwenversorgung hinterlassen hatte. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, entschlossen sich Frauen aus den »besseren Kreisen«, mit Zimmervermieten Geld zu verdienen, das heißt Pensionswirtin zu werden, und von ihnen handelt das vorliegende Buch. Als Pensionswirtin galt diejenige Frau, die mindestens vier Zimmer zur Vermietung und volle Verköstigung anbot. Weil eine Pension keinen besonderen gewerberechtlichen Bestimmungen unterlag, die Nachfrage nach möblierten Zimmern boomte und nur wenig Gründungskapital – vor allem in Gestalt von Möbeln – benötigt wurde, bot sich das Zimmervermieten als ein Nischenberuf an, den bürgerliche Frauen im kaiserlichen Deutschland ausüben konnten, ohne ins gesellschaftliche Abseits gestellt zu werden.

Im Jahre 1905 berichtete die Zeitschrift der Frauenbewegung, die »Frauen-Rundschau«, von der besonderen Bedeutung, die das Zimmervermieten für die Existenz von Tausenden von Frauen in der Großstadt erlangt habe. Diese Aussage dient der Autorin als Ausgangspunkt, um am Beispiel Berlins die »tatsächliche wirtschaftliche und